

Urbane Mythen und
wahre Verbrechen

GRUSELIGE GESCHICHTEN AUS KÖLN



© Stadtopia

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne die Zustimmung des Urheberrechtlich Inhabers unzulässig.

Das vorliegende Werk wurde sorgfältig erarbeitet. Dennoch übernehmen Autoren und Verlag für die Richtigkeit von Angaben, Hinweisen und Ratschlägen sowie eventuelle Druckfehler keine Haftung.

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
mail@stadtopia.de

Wenn der Dom Schatten wirft

Du stehst am Rheinufer und der Wind zieht dir ordentlich durch die Jacke. Die meisten Leute sehen nur die bunten Giebelhäuser und das Panorama wie auf einer Postkarte mit den massiven Spitzen. Aber wenn du den Blick ein bisschen senkst, merkst du die Kälte, die aus den alten Kellerluken kriecht. Köln ist auf Knochen gebaut und das ist kein bloßer Spruch. In dieser Stadt kleben die Geschichten wie alter Schlamm an deinen Sohlen.

Manchmal riecht es in den Gassen der Altstadt nach feuchtem Kalk und sehr viel Zeit. Spannend ist dabei der Umstand, dass der Tod hier öfter mal wie ein ungeladener Gast am Tresen saß. Die Leute im Mittelalter hatten eine Heidenangst vor Nachzehrern, die nachts an ihren eigenen Leichentüchern kauten. Man legte den Toten Sicheln um den Hals oder vergrub sie einfach stur auf dem Bauch. Wer tiefer gräbt, findet Schichten voller Paranoia und eiskalter Berechnung.

Hör mal genau hin, wenn die Bahnen der KVB unter dem Pflaster durchrattern. Das Vibrieren fühlt sich manchmal an wie ein Herzschlag aus der Tiefe. In den

Veedeln erzählt man sich Dinge, die kein Stadtführer laut ausspricht. Dass Pferde plötzlich Treppen hochrennen oder Ruinen am See die Seele fressen, passt eben nicht zum fröhlichen Image vom Karneval. Der kölsche Klüngel macht auch vor dem Jenseits keinen Halt.

Ein kleiner Hinweis für dich: Schau nachts nicht zu lange in den braunen Rhein. Das Wasser dort unten ist tief und schluckt jedes Geheimnis weg, ohne eine Antwort zu geben. Die Schäl Sick hat ihren Namen nicht von ungefähr und manche Schatten dort drüben wirken im fahlen Mondlicht verdammt lebendig. Es hilft ungemein, wenn du die Augen offen hältst und die schmuddeligen Farben der Brandmauern betrachtest.

Manchmal wirkt die Stadt nach Mitternacht klamm und die Wände rücken gefühlt ein Stück näher zusammen. Dass hier früher Menschen buchstäblich im Boden fixiert wurden, lässt einen heute noch frösteln. Es geht in diesem Buch um die nackte Wahrheit, die sich im groben Putz der Häuser verfangen hat. Wir schauen hinter das Blendwerk der Konsumtempel und steigen hinab in die Schichten, die man lieber im Keller lassen würde.

Nimm dir Zeit und lass das Handy mal in der Tasche stecken. Das metallische Klappern der Schilder kann nachts wie ein hämisches Kichern wirken. In Köln sagt man zwar, dass es noch immer gut gegangen ist, aber für viele Seelen galt das definitiv nicht. Die dunklen Gassen erzählen von Gier, Wut und einem Überlebenskampf, der blutiger war als jeder Schwank im Volkstheater. Wir fangen jetzt ganz weit oben an, wo die steinernen Pferdeköpfe auf dich warten.

Die Auferstehung der Richmodis von Aducht: Warum Pferde niemals lügen

Du stehst am Neumarkt und starrst nach oben. Zwischen all dem modernen Shopping-Wahnsinn und dem Lärm der Kölner Verkehrsbetriebe ragen zwei Pferdeköpfe aus einem Fenster am Richmodishaus. Sie wirken deplatziert, fast schon ein wenig hämisch, wie sie auf die Passanten hinabblicken.

Die meisten Leute laufen vorbei, ohne den Kopf zu heben, doch du weißt es besser. Diese steinernen Tiere sind das letzte Mahnmal einer Geschichte, die dir das Blut in den Adern gefrieren lässt, wenn du dir das Szenario nur eine Sekunde lang bildlich vorstellst.

Man schreibt das Jahr 1357, eine Zeit, in der Köln von der Pest zerfressen wurde. Der Tod war kein seltener Gast, sondern ein ständiger Mitbewohner in den engen, stinkenden Gassen der Altstadt. Überall roch es nach Fäulnis, verbranntem Unrat und der puren Verzweiflung. Inmitten dieses Elends lebte Richmodis

von Aducht, eine wohlhabende Frau aus gutem Hause, zusammen mit ihrem Ehemann Mengis. Doch das Geld schützte sie nicht vor dem schwarzen Tod, der damals gnadenlos durch die Ritzen der prachtvollen Patrizierhäuser kroch.

Eines Tages erwischte es Richmodis. Sie brach zusammen, die Haut verfärbte sich dunkel, der Atem wurde flach und schließlich blieb ihr Herz stehen. So dachten zumindest alle. In einer Zeit ohne EKG und moderne Medizin war die Diagnose "Tot" oft nur eine grobe Schätzung der überforderten Angehörigen.

Man fackelte nicht lange, denn die Angst vor der Ansteckung war größer als die Trauer um die Verstorbene. Richmodis wurde eilig in ein Leichentuch gewickelt und auf den Kirchhof von St. Aposteln geschleift, wo man sie in das Familiengrab legte.

Der gierige Griff in die Gruft

Stell dir die Stille auf diesem Friedhof vor. Nur das ferne Heulen eines Hundes und das Rascheln der Blätter unterbrachen die unheimliche Ruhe der Nacht. Aber Totenruhe war im mittelalterlichen Köln ein

dehnbarer Begriff, besonders wenn Schmuck im Spiel war.

Richmodis wurde mit einem wertvollen Ring an ihrem Finger begraben, ein Detail, das den örtlichen Totengräbern nicht entgangen war. Diese Männer waren keine Heiligen, sondern Opportunisten, die ihren kargen Lohn gerne mit dem Plündern von Gräbern aufbesserten.

In dieser Nacht schlichen sie mit einer flackernden Laterne zum frischen Grab. Der Boden war noch locker, die Arbeit ging schnell vonstatten.

Als sie den Sargdeckel aufbrachen, schlug ihnen der modrige Geruch der Erde entgegen. Einer der Männer griff nach der Hand der Frau, um den Ring abzuziehen, doch die Finger waren vom Tod bereits steif oder vielleicht auch nur von der Kälte angeschwollen. Das Schmuckstück saß fest, unnachgiebig und verlockend glänzend im Schein der Lampe.

In ihrer Gier wurden die Grabräuber grob und versuchten, den Ring mit Gewalt vom Finger zu zerren. Dieser plötzliche Schmerz, dieser rabiate Ruck an ihrem Körper, war es, der Richmodis zurück ins Bewusstsein riss. Stell dir vor, du wachst in vollkommener Dunkelheit auf, spürst die Enge eines

Sarges und merkst, dass fremde Hände an dir herumzerren. Sie stieß einen gellenden Schrei aus, ein Geräusch, das in der Stille des Friedhofs wie eine Posaune des Jüngsten Gerichts geklungen haben muss.

Die Grabräuber, zu Tode erschrocken, ließen alles stehen und liegen und rannten um ihr Leben, überzeugt davon, den Leibhaftigen persönlich geweckt zu haben.

Ein Klopfen an der Tür des Wahnsinns

Dort lag sie nun, allein in der Kälte, im offenen Sarg zwischen den Toten. Richmodis rappelte sich mühsam auf, das Leichentuch hing ihr in Fetzen von den Schultern, während sie sich durch den nächtlichen Nebel in Richtung ihres Hauses am Neumarkt schleppte.

Die Kölner Gassen waren damals unbeleuchtet, schlammig und gefährlich. Jeder Schritt muss eine Qual gewesen sein, getrieben nur von dem instinktiven Wunsch nach Wärme und der Sicherheit ihres Zuhauses.

Du kannst dir das Bild fast nicht schauriger ausmalen: Eine Totgegläubte wankt durch die Stadt, während die Glocken der nahen Kirchen die Geisterstunde einläuten.

Als sie schließlich vor ihrem eigenen Haus ankam, hämmerte sie gegen die schwere Holztür. Drinnen saß Mengis von Aducht, der um seine Frau trauerte und wahrscheinlich versuchte, seinen Kummer mit einem Becher Wein zu betäuben. Er hörte das Pochen, ein dumpfes, rhythmisches Geräusch, das so gar nicht zu der friedlichen Stille passte, die er von einer Toten erwartete.

Er fragte, wer dort draußen sei, und die Antwort, die durch das Holz drang, ließ ihm die Haare zu Berge stehen. Es war die Stimme seiner Frau, heiser und zitternd vor Kälte.

Mengis glaubte natürlich an einen schlechten Scherz oder eine Halluzination seines gepeinigten Verstandes. Er war sich so sicher, dass seine Richmodis unter der Erde lag, dass er eine Wette gegen das Unmögliche anbot.

Er rief nach draußen, dass er eher glauben würde, seine beiden Schimmel würden aus dem obersten Fenster des Hauses auf den Neumarkt schauen, als dass seine tote Frau wieder lebendig vor der Tür